

Wie die Position des Intellektuellen und der Essay als Gattung in der öffentlichen Rede von Literaten zusammen kommen

ROLF PARR*

Dieser Beitrag entwickelt vom Ort der Interdiskurstheorie aus einen theoretischen Zugriff auf den öffentlich redenden Schriftsteller, dessen Position als die eines Intellektuellen und dessen Reden als essayistisch charakterisiert werden. Beiden, dem Intellektuellen, der ein breites Publikum adressiert, und dem Essay als Genre ist gemeinsam, dass sie Wissen aus verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen und verschiedene spezialdiskursive Formen der Rede integrierend zusammenführen. Das Zusammenspiel von Intellektuellenposition und Essay als Genre löst für den öffentliche Reden haltenden Schriftsteller das Problem, dass von ihm einerseits ein Sprechen in Anlehnung an die Literatur erwartet wird, er andererseits aber mit seiner Rede auch über eine literarische Lesung hinausgehen muss. Dieses Hand in Hand-Spielen wird theoretisch entwickelt und an Textbeispielen von Bertolt Brecht, Thomas Mann und Hugo von Hofmannsthal exemplarisch analysiert.

1. ÖFFENTLICH REDENDE SCHRIFTSTELLER

Öffentliche Reden von Schriftstellern sind auch dann, wenn sie Fragen der Literatur behandeln, in der Regel an ein über den engeren Bereich des sogenannten ›literarischen Lebens‹ hinausreichendes Publikum adressiert, bisweilen sogar an ganze Gesellschaften. Das aber hat Auswirkungen sowohl auf die Spezifik des Redetextes als auch darauf, als was sich das öffentlich sprechende Schriftstellersubjekt konstituiert: als Experte, als Intellektueller, als Dichter im emphatischen Sinne, als Seher oder Warner. Denn einerseits müssen Schriftsteller, die an eine breitere Öffentlichkeit adressierte Reden halten, der Tendenz nach weiterhin vom Ort der Literatur aus sprechen. Andererseits jedoch können sie nicht einfach literarische Texte vortragen, denn dann hätte man es nicht mehr mit dem Genre der Rede, sondern bestenfalls mit demjenigen einer als Rede deklarierten Autorenlesung zu tun. Das aber heißt, dass der öffentlich sprechende Schriftsteller und seine Rede zwar an Literatur im engeren Sinne anknüpfen können, zugleich aber auch darüber hinausgehen müssen. (Nebenbei sei be-

* | Open Access Copyright License: cb Creative Commons Attribution 4.0; E-Mail: rolf.parr@uni-due.de:

merkt, dass das ein Problem ist, vor dem jeder Poet in Residence steht, von dem man ebenfalls erwartet, dass er sein eigenes Schreiben als Schriftsteller in einer Form reflektiert, die zwar nicht direkt die der Literatur ist, aber auch nicht die der disziplinären Literaturwissenschaft.)

Als Person erreicht der Schriftsteller dies – so die Ausgangsthese der nachfolgenden Überlegungen –, indem er sich als verschiedene gesellschaftliche Teilbereiche übergreifender und diese tendenziell sogar integrierender Intellektueller konstituiert; mit seinen Texten, indem er auf die zwischen Literatur und Wissenschaft changierende Hybridgattung des Essays zurückgreift (gerade auch im Falle öffentlich gehaltener Reden). Wie die Intellektuellenposition und das Genre Essay genau zusammenspielen und wie dieser Zusammenhang theoretisch modelliert werden kann, wird im Folgenden im Rückgriff auf die Interdiskurstheorie bzw. Interdiskursanalyse gezeigt.¹ Dazu wird dieser Ansatz zunächst in einigen Grundzügen dargestellt, um ihn dann zu nutzen, um das Zusammenspiel der Position des Schriftstellers als Intellektueller mit dem Genre des Essays bzw. der dem Essay nahestehenden öffentlichen Rede theoretisch zu modellieren.² Dabei wird zur Illustration auf Rede-Beispiele von Bertolt Brecht, Thomas Mann und Hugo von Hofmannsthal eingegangen.

2. SPEZIALDISKURSE/INTERDISKURSE/LITERATUR

Über so verschiedene theoretische Ansätze wie Niklas Luhmanns Systemtheorie, Reinhart Kosellecks historische Semantik und Michel Foucaults Diskurstheorie hinweg hat sich als Konsens herausgebildet, dass moderne Gesellschaften etwa seit Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch funktionale Ausdifferenzierung gekennzeichnet sind, das heißt durch die Entwicklung spezieller Praxis- und Wissensbereiche, die wiederum relativ geschlossene Formen

1 | Vgl. zur Einführung in die Interdiskurstheorie Jürgen Link: *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse*, München 1983; ders.: *Literaturanalyse als Interdiskursanalyse*. In: *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*. Hg. v. J. Fohrmann u. H. Müller. Frankfurt a. M. 1988, S. 284–307; Jürgen Link/Rolf Parr: *Semiotik und Interdiskursanalyse*. In: *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Hg. v. K.-M. Bogdal. Opladen 1997, S. 108–133; Ursula Link-Heer: *Über den Ort der Literatur im Haushalt der Wissenschaften*. In: *Allgemeine Literaturwissenschaft. Konturen und Profile im Pluralismus*. Hg. v. C. Zelle. Opladen 1999, S. 13–24; Rolf Parr: *Interdiskursivität und Medialität*. In: *Medien des Wissens. Interdisziplinäre Aspekte von Medialität*. Hg. v. Georg Mein u. Heinz Sieburg. Bielefeld 2011, S. 23–42.

2 | Dieser Beitrag greift passagenweise Überlegungen auf, die schon andernorts publiziert sind, entwickelt sie hier aber weiter (vgl. Rolf Parr: »Sowohl als auch« und »weder noch«. Zum interdiskursiven Status des Essays. In: *Essayismus um 1900*. Hg. v. W. Braungart u. K. Kauffmann. Heidelberg 2006, S. 1–14).

des Sprechens mit eigener Operativität ausgebildet haben. Demnach besteht die Gesamtkultur einer modernen Gesellschaft aus dem Spektrum ihrer Spezialdiskurse, z. B. naturwissenschaftlichen, human- und sozialwissenschaftlichen sowie kultur- und geisteswissenschaftlichen. Eine Kultur und die sie tragende Gesellschaft sind in dieser Perspektive dann dadurch charakterisiert, welche Spezialdiskurse bzw. Gruppen von Spezialdiskursen sie jeweils ausgebildet haben und in welchen Formationen und vor allem Hierarchien diese angeordnet sind.

Um Verständigung über die Grenzen von Spezialdiskursen hinaus zu gewährleisten, muss es jedoch auch re-integrierende Elemente geben. Moderne Gesellschaften und ihre jeweiligen Kulturen haben sich daher nicht nur in Spezialwissensbereiche und -diskurse ausdifferenziert, sondern als kompensatorische Antwort darauf auch solche Verfahren entwickelt, die zwischen den Spezialisierungen Brücken schlagen. Das kann zum einen in Form *extensiver* Akkumulation von Wissen und Diskursen geschehen, bei der Wissen aus verschiedenen Spezialdiskursen und verschiedene spezialdiskursive Redeformen nebeneinander gestellt wird. Man kann das als eine schwache Form der Integration von Spezialdiskursen und ihrem jeweiligen Wissen verstehen. Klar machen kann man sich das an der Rede, die Thomas Mann am 4. November 1924 »zur Feier des 80. Geburtstages Friedrich Nietzsches« gehalten hat³ und in deren Verlauf er auf nicht weniger als Musik, bildende Kunst, Kritik, Lyrik, Prophetie, Deutschtum, Wagner, Goethe, Romantik, den Gegensatz ›krank‹ *versus* ›gesund‹, Selbstüberwindung, Europa, Aristokratie und das *Judas*-Kapitel aus Ernst Bertrams Nietzsche-Buch⁴ eingeht.⁵

Zum anderen können die Brückenschläge zwischen den Spezialdiskursen aber auch *intensiv* (semantisch) hergestellt werden, zum Beispiel dadurch, dass ein spezialisierter gesellschaftlicher Teilbereich zum strukturierenden Medium eines anderen gemacht wird. Dazu gehören die verschiedenen Modelle von Analogien, Metaphern, Symbolen, Charakterbildern, narrativen Schemata und Mythen sowie Applikationen (Weiterverwendungen bzw. Weiterverarbeitungen von Textelementen in neuen Kontexten). Als beispielsweise Bertolt Brecht 1927 in seinem wahrscheinlich als Radio-Rede konzipiertem Text *Radio – eine vorsintflutliche Erfindung?* über den flächendeckenden Erfolg des Radios in den USA sprach, nutzte er ein ›Hurricane‹-Symbol, um die Komplexität dieses Vorgangs auf ein einfaches, von jedermann nachvollziehbares Bild zu bringen: »Ich erinnere mich daran, wie ich zum ersten Mal vom Radio hörte. Es waren ironische Zeitungsnotizen über einen förmlichen Radio-Hurrikan, der an der Arbeit war,

3 | Thomas Mann: Rede gehalten zur Feier des 80. Geburtstages Friedrich Nietzsches am 15. Oktober 1924. In: Ders.: Essays. Bd. 2: Für das neue Deutschland. 1919–1926. Hg. v. H. Kurzke u. St. Stachorski. Frankfurt a. M. 1983, S. 236–242.

4 | Ernst Bertram: Nietzsche. Versuch einer Mythologie. Berlin 1918.

5 | Mann, Rede gehalten zur Feier des 80. Geburtstages, S. 236–240.

Amerika zu verwüsten«. Gleich im Anschluss wird die Form der Einführung des Radios in Deutschland wiederum symbolisch als eine »aus dem Hinterhalt« dargestellt. Es folgt die Applikation eines bekannten und kulturell breit verankerten Narrativs, nämlich desjenigen von der Sintflut: »Ich hatte, was das Radio angeht, sofort den schrecklichen Eindruck, es sei eine unausdenkbar alte Einrichtung, die seinerzeit durch die Sintflut in Vergessenheit geraten war.«⁶

Ganz ähnlich verfährt Brecht auch in anderen, stärker politisch ausgerichteten Reden. So ist es 1937 in der *Rede über die Frage, warum so große Teile des deutschen Volkes Hitlers Politik unterstützen* das Symbol eines Flußlaufs mit »reißende[m] Strom« und »Flußbett«, das Brecht nutzt, um das Verhältnis von Industrie, Politik und Armee mit Blick auf den Nationalsozialismus zu symbolisieren:

Der unglückliche Vertrag von Versailles beseitigte die deutsche Armee, aber indem er die deutsche Industrie bestehen ließ, ja indem dieselbe durch mancherlei andere Verträge anscheinend profitabler Natur noch gestärkt wurde, blieb die Notwendigkeit einer Armee bestehen, ja wurde noch verstärkt. Es ist offenkundig, daß Deutschland heute mit solchen Gewaltakten den Frieden Europas bedroht, aber es ist ebenso offenkundig, daß nicht nur der reißende Strom, sondern auch das Strombett, das ihn einzwängt, Gewalt ausübt.⁷

Solche diskursverbindenden Elemente, wie sie gerade in den Texten Brechts, auch den genuin literarischen, vielfach anzutreffen sind,⁸ bilden in ihrer Gesamtheit den allgemeinen interdiskursiven, die Spezialdiskurse verbindenden Rahmen für synchrone Diskurssysteme, wobei sich relativ stabile, immer wiederkehrende Teilstrukturen auch empirisch identifizieren lassen. Dazu gehören vor allem solche kollektiven, von jedermann versteh- und auch verwendbaren Symbole wie ›Organismus‹, ›Körper‹, ›Schiff‹, ›Haus‹, ›Auto‹ und ›Sport‹, die zwar mit verschiedenen Spezialdiskursen verbunden sein können (so z. B. ›Organismus‹ und ›Körper‹ mit der medizinischen Wissenschaft), die aber jenseits solcher Spezialität in verschiedensten Diskursen und zugleich durch unterschiedlichste soziale Träger verwendet werden. Kollektivsymbole verbinden gesellschaftliche Praxisbereiche daher miteinander und schließen

6 | Bertolt Brecht: Radio – eine vorsintflutliche Erfindung. In: Ders.: Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Hg. v. W. Hecht, J. Knopf, W. Mittenzwei u. K.-D. Müller. Bd. 21: Schriften 1. Berlin/Weimar/Frankfurt a. M. 1992, S. 217 f., hier: S. 217.

7 | Bertolt Brecht: Rede über die Frage, warum so große Teile des deutschen Volkes Hitlers Politik unterstützen. In: Ders., Werke, Bd. 22: Schriften 2. Schriften 1933–1942. Teil 1 (1993), S. 338–340, hier: S. 338.

8 | Vgl. Jürgen Link: Die Struktur des literarischen Symbols. Theoretische Beiträge am Beispiel der späten Lyrik Brechts. München 1975.

sie zugleich an Alltagserfahrungen an.⁹ In ihrer Gesamtheit bilden solche auf Symbolisierung beruhenden interdiskursiven Elemente den allgemeinen Artikulationsrahmen einer Gesellschaft, nämlich indem sie ein Reservoir von Anschauungsformen für die notwendige Transformation spezialdiskursiven Wissens und Sprechens in allgemeinverständliche Formen der Rede (auch der öffentlichen) bereitstellen.

Insgesamt gibt die Interdiskurstheorie mit diesen Überlegungen eine Antwort auf die Frage nach dem Funktionszusammenhang von Literatur, Kultur und Spezialdiskursen. Die Annahme eines Interdiskurses als entscheidendes Kopplungsfeld zwischen verschiedensten gesellschaftlichen Praxisbereichen und auch als Grundlage für die ›hohe‹ Literatur erlaubt es dabei, den literaturwissenschaftlichen Blick stets schon auf das gesamte Feld der Kultur hin auszuweiten, und zwar sowohl historisch wie auch aktualgeschichtlich. Weiter stellt die Interdiskurstheorie ein Modell für den Prozess kultureller Akkumulation von Wissensbeständen über ein Ensemble von so genuin literarischen Verfahren wie dem gesamten Spektrum der Verbildlichungen (Metaphern, Metonymien, Symboliken) und anderer integrierender literarischer Verfahren bereit.

Was aber ist der diskursive Status von Literatur bzw. literarischen Diskursen (und mit ihnen zumindest indirekt auch der von Schriftstellern)? Literarische Diskurse lassen sich aus interdiskurstheoretischer Perspektive zunächst einmal als Orte der Häufung verbindender Diskurselemente und interdiskursiver Verfahren verstehen, die der Re-Integration des in den Spezialdiskursen arbeitsteilig organisierten Wissens dienen und es für Subjektivierungen verfügbar machen. Aus dieser Sicht kommt der institutionalisierten Kunstliteratur ein quasi paradoxer Status zu: Einerseits ist auch sie als Spezialdiskurs zu beschreiben, da sie eigenen Formationsregeln unterliegt (z. B. dem tendenziellen Gesetz der ästhetischen Innovation); andererseits greift Literatur, da sie kein genuin eigenes Thema hat, in besonders hohem Maße auf diskursübergreifende Elemente zurück, und zwar in beiden oben unterschiedenen Formen: *extensiv* durch enzyklopädische Akkumulation von Wissen, *intensiv* dadurch, dass polyisotopes (mehrstimmiges, d. h. auch mehrdeutiges) Diskursmaterial so verwendet wird, dass die Ambivalenzen und semantischen Anschlussmöglichkeiten noch gesteigert werden und im Extremfall die gesamte Struktur der Spezial- und Interdiskurse einer Kultur ins Spiel bringen. Das ›Hand-in-Hand-Gehen‹ von ex-

9 | Zum Stand der Kollektivsymbolforschung vgl. Axel Drews/Ute Gerhard/Jürgen Link: Moderne Kollektivsymbolik. Eine diskurstheoretisch orientierte Einführung mit Auswahlbibliographie. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur, 1. Sonderh. Forschungsreferate (1984), S. 256–375; Frank Becker/Ute Gerhard/Jürgen Link: Moderne Kollektivsymbolik. Ein diskurstheoretisch orientierter Forschungsbericht mit Auswahlbibliographie (Teil II). In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 22 (1997), H. 1, S. 70–154.

tensiver und intensiver Re-Integration des in Spezialdiskursen zirkulierenden Wissens stellt in der institutionalisierten Kunstliteratur dabei den Regelfall dar.

Literatur ist somit als ein auf Nicht-Spezialisierung hin spezialisierter Diskurs zu bestimmen, dessen vorrangige Aufgabe darin besteht, mehrere Spezialdiskurse übergreifende interdiskursive Elemente und als deren kohärente Vernetzung ganze Interdiskurse zu produzieren. Sie greift dabei auf je schon synchron im Alltag gebildetes interdiskursives Material als ›Halbfertigfabrikate‹ zurück, die sie dann weiter elaboriert. Bereits hier wird deutlich, dass der öffentlich redende Schriftsteller die ambivalente Spezifik der Literatur als ein Inter-Spezialdiskurs übernimmt.

3. SCHRIFTSTELLER/INTELLEKTUELLE

Wie spielt damit nun die Position des Intellektuellen zusammen? Als konstitutive Merkmale des Intellektuellen sind zunächst einmal seine gesamtgesellschaftliche Sprecherrolle und damit verbunden ein gewisser »Anspruch auf Universalität« zu nennen. Georg Jäger hat den Intellektuellen daher dem Experten gegenübergestellt. »Der Experte« könne »sich auf fachspezifische Fähigkeiten und Kenntnisse berufen, die er in der Regel in einer Ausbildung erworben und durch Prüfungen nachgewiesen« habe. Demgegenüber seien »die Intellektuellen ›Fachleute eines integrierenden Dilettantismus‹«¹⁰ auf vielen Gebieten, denn als »Spezialist[en] für das Wort«¹¹ schließen sie die verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereiche sprachlich miteinander kurz.

Wenn es aber offensichtlich um das sprachliche Zusammenführen von Spezialwissensgebieten zu Synthesen geht, dann liegt es nahe, auch die Spezifität des Intellektuellen interdiskurstheoretisch zu reformulieren und ihn als Spezialisten für diskursverbindende, inter-diskursive Synthesen zu charakterisieren, also als jemanden, der Breitenwirkung dadurch erzielt, dass er als nicht-spezialer Ort der Bündelung von im Alltag immer nur arbeitsteilig verfolgten Teilgebieten fungiert und auf diese Weise vielfältig anschlussfähige und attraktive Publikumsprojekte in Form von imaginären Ganzheiten anbietet. Genau dies haben Intellektuelle aber mit der ebenfalls hochgradig interdiskursiven modernen Literatur gemeinsam, sodass es nicht von ungefähr kommt, dass Schriftsteller vor Vertretern anderer Berufsgruppen wie Politikern und Wissenschaftlern immer wieder als Intellektuelle bezeichnet bzw. als solche in Anspruch

10 | Georg Jäger: Der Schriftsteller als Intellektueller. In: Schriftsteller als Intellektuelle. Politik und Literatur im Kalten Krieg. Hg. v. S. Hanuschek, Th. Hörnigk u. Ch. Malende. Tübingen 2000, S. 1-25 (Jäger zitiert hier Walter Dircks: Heilige Allianz. Bemerkungen zur Diffamierung der Intellektuellen. In: Frankfurter Hefte [1961], S. 23-32, hier: S. 29).

11 | Jäger, Der Schriftsteller als Intellektueller, S. 3

genommen werden. Das geschieht insbesondere dann, wenn sie Reden halten, die an eine breitere Öffentlichkeit adressiert sind.

4. ESSAY/ESSAYISMUS

Auch Essays und an ihm orientierte Formen der Rede schlagen Brücken, was in der einen oder anderen Form immer wieder konstatiert worden ist. So wird der Essay in der positiven Variante vielfach als eine Gattung des ›sowohl als auch‹, in der negativen als eine des ›weder noch‹ bestimmt,¹² wobei dies in beiden Fällen an solchen Binäroptionen wie ›Wissenschaft *versus* Kunst/Kritik‹,¹³ ›Politik *versus* Literatur‹, ›Logik *versus* Intuition‹,¹⁴ ›Prosa *versus* Poesie‹, ›Tendenz *versus* Schöpfung‹ oder ›ethisch *versus* ästhetisch‹¹⁵ festgemacht wird.

Genauer als durch bloßes Platzieren zwischen Binäroptionen lässt sich auch das Changieren des Essays wiederum interdiskurstheoretisch beschreiben. Denn wenn die Spezifik von Literatur in ihrer hochgradigen Interdiskursivität besteht, dann ist auch die semi-literarische Form des Essays ein eminent interdiskursives, einzelne Spezial- und Interdiskurse auf vielfältige Weise verbindendes Genre (und der Essayismus ein ebensolches Schreibverfahren). Für Pfammatter »bietet essayistisches Schreiben eine Möglichkeit«, der »Isolierung der Diskurse durch die rasante Spezialisierung in allen Bereichen der Wissenschaft und der Gesellschaft [...] entgegenzuwirken«, denn es »fordert zu grenzüberschreitender Kommunikation« auf.¹⁶ Bezieht man nun die Frage des Changierens essayistischer Schreibweisen zwischen den beiden Polen von Wissenschaft und Literatur auf die Unterscheidung von Spezialdiskursen und literarischem Interdiskurs, dann wird man sagen müssen, dass der Essay als Gattung zwar ebenso wie die Literatur interdiskursiv dominiert ist, aber doch zugleich auch noch einen nicht unerheblichen Rest an spezialdiskursiver Ausrichtung aufweist. Das bedeutet: Je stärker man den Essay an den Pol der Wis-

12 | Vgl. Ralph-Rainer Wuthenow: Essayistik. In: Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte. Bd. 9: 1918-1954. Weimarer Republik – Drittes Reich: Avangardismus, Parteilichkeit, Exil. Hg. v. H. A. Glaser. Reinbek 1983, S. 80–91, hier: 80.

13 | Vgl. Georg Lukács: Über Wesen und Form des Essay. Ein Brief an Leo Popper. In: Ders.: Die Seele und die Formen. Berlin; zit. n. dem Abdruck in: Akzente. Zeitschrift für Literatur 12 (1965), S. 322–242, hier: 322; vgl. dort, 323 f., auch das Zitat von Alfred Kerr.

14 | Gerhard Haas (Essay. Stuttgart 1969, S. 64) betont »das unlösliche Ineinander von Logik und Intuition«.

15 | Vgl. Max Bense: Über den Essay und seine Prosa. In: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 1 (1947), H. 3, S. 414–424, hier: 415.

16 | René Pfammatter: Essay – Anspruch und Möglichkeit. Plädoyer für die Erkenntnis kraft einer unwissenschaftlichen Darstellungsform. Hamburg 2002, S. 16.

senschaft bindet und je weniger an den der Literatur, umso mehr ist er auf Denotation und Eindeutigkeit¹⁷ und umso weniger auf Konnotationsreichtum, semantische Vieldeutigkeiten und Mehrfachlesarten hin angelegt. Denn »die Logik der Wissensspezialisierung zielt tendenziell [...] auf Eindeutigkeit, spezielle Definitionen der Begriffe, Dominanz der Denotation und möglichst Beseitigung aller Uneindeutigkeiten und Konnotationen«.¹⁸

Genau umgekehrt sieht es aus, wenn man den literarischen Charakter des Essays besonders stark betont. Dann teilen Essays ihre hochgradige Interdiskursivität mit derjenigen von Literatur überhaupt, aber immer noch mit der differenzierenden Spezifik, dass es für den Essay die Kombinationsvorgabe gibt, genuin geisteswissenschaftliche Themen auf in der Regel ungewöhnliche Weise mit tendenziell politischen Gegenständen und Redeformen und/oder solchen aus anderen Wissenschaften zu koppeln und dabei Brüche, Sprünge und sogar Friktionen nicht nur in Kauf zu nehmen, sondern sie förmlich zu suchen. Dieses »Springen« des Essays ist sowohl in der Kombination der Themen der verschiedenen Praxisbereiche und der mit ihnen verknüpften Redeformen, als auch im Nacheinander der Durchführung festzustellen. Durch diese Verkopplung verschiedener Themen, Diskurse und gesellschaftlicher Teilbereiche zu (imaginären) Ganzheiten (und selbst durch unlogisch und sprunghaft wirkende Verknüpfungen!) kann der Essay auch eine entsprechende Bandbreite an Rezipienten erreichen und damit die für ihn immer wieder konstatierte umfassende gesellschaftliche Relevanz erzielen; in der Formulierung von Georg Lukács die »Gestaltung eines eigenen, vollständigen Lebens«.¹⁹

Besonders gelungene Essays unterscheiden sich dann von missglückten vor allem dadurch, dass sie die Sprünge zwischen den Spezialdiskursen von z. B. »Wissenschaft« zu »literarischer Kritik« und von dort aus zu vielleicht wieder »harter philosophischer Erkenntnis« durch verbindende interdiskursive Elemente »abfedern«. Das ist vor allem deshalb nötig, weil Essays nicht nur einmal ungewöhnliche Kopplungen von Spezial- und Interdiskursen einführen und diese dann konsequent durchhalten, sondern sie durchaus mehrmals in Zusammensetzung, Dominanzen und interdiskursiver Perspektivierung ändern. Das wäre vom Ort der Interdiskurstheorie aus das unermüdliche Bemühen des

17 | Lukács, Über Wesen und Form des Essay, S. 322, spricht von »der eisig-endgültigen Vollkommenheit der Philosophie« und betont damit die quasi-mathematisch strenge, logische Ausrichtung der Philosophie, nicht aber die Interdiskursivität von Populärphilosophien.

18 | Jürgen Link: Kulturwissenschaftliche Orientierung und Interdiskurstheorie der Literatur zwischen »horizontaler« Achse des Wissens und »vertikaler« Achse der Macht. Mit einem Blick auf Wilhelm Hauff«, in: Soziale Räume und kulturelle Praktiken. Über den strategischen Gebrauch von Medien. Hg. v. G. Mein u. M. Rieger-Ladich. Bielefeld 2004, S. 65–83, hier: 72.

19 | Lukács, Über Wesen und Form des Essay, S. 341.

Essays, in seinem Verlauf (und manchmal sogar von Halbsatz zu Halbsatz) immer wieder neue und andere interdiskursive und damit hochgradig konnotative Totalisierungen aus Spezial- und Interdiskursen im Wechsel mit deutlicher spezialdiskursiv-denotativ orientierten Passagen ins Spiel zu bringen, um so eine Bewegung ständigen Hinterfragens des gerade Erreichten aus anderen diskursiven Positionen zu gewinnen.

Fassen wir den Versuch der Bestimmung des Essays aus interdiskurstheoretischer Perspektive zusammen, dann könnte ein erster Ansatz zu einer Definition lauten: Erstens zeichnen sich Essays bzw. essayistische Schreibweisen dadurch aus, dass sie sowohl ungebrochen spezialdiskursives Diskursmaterial als auch hochgradig interdiskursives, insbesondere literarisches Diskursmaterial verarbeiten. Dadurch treffen – zweitens – auf Eindeutigkeit zielende wissenschaftliche Passagen auf vieldeutige und mehrfach anschließbare literarische Elemente, Spezialdiskurse auf Interdiskurse. Beide werden – drittens – nicht immer und nicht immer vollständig interdiskursiv vermittelt, sondern nur teilweise, sodass der Essay manche Übergänge auch in Form von gewollten Brüchen realisiert, etwa wenn – viertens – innerhalb eines Essays in der Regel mehrmals mit neuen Denkbewegungen angesetzt wird, sodass interdiskursive Brückenschläge immer nur für den Augenblick Gültigkeit haben und meist sofort wieder durch anders und neu zusammengefügte imaginäre Ganzheiten abgelöst werden.

5. DIE ÖFFENTLICHE SCHRIFTSTELLER-REDE ALS ESSAY/DER ÖFFENTLICH REDENDE SCHRIFTSTELLER ALS INTELLEKTUELLER

Das Springen des Essays zwischen Literatur und Wissenschaft, zwischen Spezial- und Interdiskursen macht denjenigen, der sich seiner als Genre bedient, fast schon automatisch zu einem Intellektuellen; jedenfalls dann, wenn man den Intellektuellen als eine Figur versteht, die nicht nur zwischen verschiedenen Publikumsfraktionen und gesellschaftlichen Teilbereichen Brücken schlägt, sondern auch zwischen Spezial- und Interdiskursen. Beides, die Spezifik des Essays und die der Redeposition des Intellektuellen kommen in der öffentlichen Rede von Schriftstellern also zusammen und werden in ihrer Kombination noch einmal dadurch intensiviert, dass der Essay die horizontale Arbeitsteilung der Spezialdiskurse re-integriert und die Intellektuellenposition die vertikale Ausdifferenzierung in Teil-Publikum. Der Essay als Gattung und der Intellektuelle als eine spezifische Sprecherposition arbeiten – interdiskurstheoretisch betrachtet – also Hand in Hand.

Schnell zeigen lässt sich das am Beispiel der Reden Bertolt Brechts. In seiner 1932 gehaltenen *Rede über die Funktion des Rundfunks* mit dem Obertitel *Der Rundfunk als Kommunikationsapparat* wird in den drei ersten Abschnitten

jeweils eine Problematik in Anlehnung an spezialdiskursive Formen der Rede entwickelt, um das gerade Gesagte am Ende dann noch einmal in Form einer vereinfachenden Analogierelation interdiskursiv zu resümieren. Gleich im ersten Absatz geht es in ziemlich komplexer Weise und in einer quasi-spezialdiskursiven Diktion um Gesellschaftsordnungen, Anarchie, öffentliches Leben, Märkte und Erfindungen. Damit wird im Sinne des Modells der *extensiven Integration* viel Verschiedenes nebeneinander gestellt. Danach wird dann in Kursivschrift der Bezug zum Radio hergestellt, und zwar so, dass für den Leser daraus der Vergleich entsteht, dass das Radio zu den »Erfindungen, die nicht bestellt sind« gehört. Mit diesem Vergleich haben wir es diesmal mit dem Modell der *intensiv-semantischen Integration* zu tun:

Unsere Gesellschaftsordnung, welche eine anarchische ist, wenn man sich eine Anarchie von Ordnungen, d. h. ein mechanisches und beziehungsloses Durcheinander an sich schon weitgehend geordneter Komplexe öffentlichen Lebens vorstellen kann, unsere in diesem Sinn anarchische Gesellschaftsordnung ermöglicht es, daß Erfindungen gemacht und ausgebaut werden, die sich ihren Markt erst erobern, ihre Daseinsberechtigung erst beweisen müssen, kurz, Erfindungen, die nicht bestellt sind.²⁰

Das Zitat führt gleichsam im Nacheinander das vor, was interdiskurstheoretisch abstrakt beschrieben wurde: die Vielzahl an Wissen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilbereichen und Spezialdiskursen, die zur Notwendigkeit der Komplexitätsreduktion und prägnanten Darstellung durch eine Analogierelation (»das Radio ist eine vom Volk nicht bestellte Ware«). Gleich die nächste Passage wiederholt das Verfahren noch einmal. Diesmal wird die Überlegung, dass nicht »die Öffentlichkeit [...] auf den Rundfunk gewartet« hat, »sondern der Rundfunk [...] auf die Öffentlichkeit« durch eine Symbolik aus der Fabrikation von Waren in prägnant interdiskursiver Form formuliert: »Nicht Rohstoff wartete auf Grund eines öffentlichen Bedürfnisses auf Methoden der Herstellung, sondern Herstellungsmethoden sehen sich angstvoll nach einem Rohstoff um.« Und gleich danach wird das »unüberhörbare[.] Durch- und Nebeneinander« des Rundfunks (interdiskurstheoretisch gesprochen seine Tendenz zu *extensiver Integration*) auf dem Weg *intensiv semantischer Integration* zunächst in das Bild des »Turmbau[s] zu Babel« und dann gleich anschließend in das eines »Warenhaus[es]« und von da aus noch einmal das eines »Patienten« überführt.²¹ Gleich dreifach wird eine intensiv-semantische Brücke zwischen Radio und Wa-

20 | Bertolt Brecht: Der Rundfunk als Kommunikationsapparat. Rede über die Funktion des Rundfunks. In: Ders.: Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Hg. v. W. Hecht, J. Knopf, W. Mittenzwei v. K.-D. Müller. Bd. 21: Schriften 1. Berlin/Weimar/Frankfurt a. M. 1992, S. 552–557, hier: S. 552.

21 | Ebd.

renhaus, Radio und industrieller Fabrikation, Radio und Medizin geschlagen, wodurch zugleich extensiv akkumuliert wird:

Von Anfang an hat der Rundfunk nahezu alle bestehenden Institutionen, die irgend etwas mit der Verbreitung von Sprech- oder Singbarem zu tun hatten, imitiert: es entstand ein unüberhörbares Durch- und Nebeneinander im Turmbau zu Babel. Man konnte in diesem akustischen Warenhaus lernen, auf englisch bei den Klängen des Pilgerchors Hühner zu züchten, und die Lektion war billig wie Leitungswasser. Es war dies die goldene Jugendzeit unseres Patienten.²²

Dieses Springen von Bibel zu Ökonomie und von dort aus zu Medizin (und vorher schon zur Industrieproduktion) kombiniert die extensive mit der intensiv-semantischen Integration, hat man es hier doch zumindest teilweise mit symbolischen Abbildungen eines gesellschaftlichen Teilbereichs auf einen anderen zu tun. Mit solcher Integration verschiedener gesellschaftlicher Praxisbereiche gewinnt aber zugleich auch der Sprecher namens ›Bertolt Brecht‹ die Position eines integral wirkenden Intellektuellen.

Auch Thomas Mann greift in seinen Reden auf die für den Essayismus charakteristische Mischung aus spezial- und interdiskursiven (literaturnahen) Elementen zurück, so beispielsweise in seiner *Rede zur Gründung der Sektion für Dichtkunst der preußischen Akademie der Künste* von 1926. Bei dieser Rede stand er vor der Aufgabe, ›Kunst‹ und ›Staat‹ im Sinne der gerade gegründeten »Sektion für Dichtkunst« miteinander verbinden zu müssen, und zwar obwohl bei den Schriftstellern das Wort »Akademie« für »Einordnung ins Gesellschaftlich-Staatlich-Amtliche, das Offiziellwerden des Schriftstellers« stehe und »der deutsche Schriftsteller sein Offiziellwerden im Grunde seiner Seele als eine Farce« und »als den Verlust seiner radikalen Freiheit« empfinde. Manns Lösung für das Problem, trotz der offensichtlichen Frontstellung zwischen Kunst und Staat in seiner Rede dennoch eine Synthese (›Vermischung der dichterischen Existenz mit den gesellschaftlich-staatlichen Wirklichkeiten‹) herstellen zu müssen, liegt in der Symbolisierung von Kunst und Staat als »Organe[n] des nationalen Lebens«, womit im Hintergrund unmittelbar das Symbol eines beider dann doch immerhin gemeinsamen (Volks-)›Körpers‹ konnotiert ist.²³ Was zunächst gedanklich als zwei antagonistische Pole voneinander getrennt wurde, kann in der Symbolik des Körpers mit seinen durchaus verschiedenen Organen zusammengeführt werden, sodass es letztlich diese Bildlichkeit ist, die es erstens erlaubt, interdiskursiv (Spezialdiskurse übergreifend) zu reden, die zweitens aber auch die semantische Synthese und damit die Auflösung des Ant-

22 | Ebd.

23 | Thomas Mann: Rede zur Gründung der Sektion für Dichtkunst der preußischen Akademie der Künste. In: Ders.: Essays. Bd. 3: Ein Appell an die Vernunft. 1926–1933. Hg. v. H. Kurzke u. St. Stachorski. Frankfurt a. M. 1988, S. 40–44, hier: 40 f.

agonismus Staat vs. Kunst ermöglicht, sodass sich zwei gesellschaftliche Teilbereiche, die tendenziell eher als getrennt voneinander gedacht werden, weitestgehend annähern. Damit wird ein interdiskursives Verfahren genutzt, um dass zu konstituieren, was Claude Lévi-Strauss in seiner *Strukturalen Anthropologie I.* als Mythos definiert hat: das Zusammenfallen eigentlich antagonistischer Eigenschaften in einer Figur.²⁴

Ebenfalls aus dem Jahr 1926 stammt Hugo von Hofmannsthals Rede *Vermächtnis der Antike*, gehalten »anlässlich eines Festes der Freunde des humanistischen Gymnasiums«. In diskurstheoretischer Hinsicht ist diese Rede insofern bemerkenswert, als sie klassisch-humanistisches Bildungswissen zugleich spezial- und interdiskursiv einsetzt: Seine altphilologisch gebildeten Zuhörer (»Freunde des humanistischen Gymnasiums«) adressiert Hofmannsthal, indem er die in seiner Rede entwickelten Gedankengänge mit bekannten Namen oder Schlüsselbegriffen der antiken Philosophie verknüpft, ja geradezu in diesen zusammenfasst. Das ist gleich in der Eingangssequenz der Rede der Fall, die im Umfang von einer dreiviertel Seite zunächst die »Unruhe«, den allgemeinen »Zweifel«, die »Verworrenheit« und Unsicherheit der intellektuellen Situation nach dem Ende des – als solcher unausgesprochen bleibenden – Ersten Weltkriegs schildert, um all das dann noch einmal im Rekurs auf zwei eher weniger bekannte Figuren des Altertums zu resümieren: »In der Tat, das, was fünfzehn Jahre hinter uns liegt, ist so fern von uns, so unerreichbar wie Sesostris und Nimrod.« Das Verfahren des Vergleichs und damit der Analogiebildung (»so unerreichbar wie«) stellt im Kleinsten einen interdiskursiven Brückenschlag zwischen der zeitgenössischen Befindlichkeit und der Antike sowie den Absolventen des humanistischen Gymnasiums als deren Vertretern her. Er ist aber nur zu verstehen, wenn man über spezialdiskursives Antike-Wissen verfügt.

Der nächste Abschnitt praktiziert das beschriebene Verfahren noch einmal, indem diesmal die Situation des Jahres 1926 als jenes »Kataklysm[us]«, jene große Flut dargestellt wird, die »uns heute unter Trümmern erschlägt« und auf die in einem teleologischen Geschichtsmodell die Entwicklung seit Ausgang des Mittelalters hinauslaufe. Mit »unter Trümmern erschlägt« wird aber nichts anderes realisiert als ein Bildelement des Kollektivsymbols ›Flut‹, also ein interdiskursives Element, sodass die Bildlichkeit (die *Pictura*) mit einer den versammelten Absolventen des humanistischen Gymnasiums bekannten Bezeichnung auch hier wieder spezialdiskursiv eingeführt wird, während das eigentlich mit ihr Gemeinte (die *Subscriptio*) interdiskursiv realisiert wird, womit auch jene Zuhörer folgen können, die einen Begriff wie »Kataklysm[us]« nicht verstehen.²⁵

24 | Vgl. Claude Lévi-Strauss: *Strukturalen Anthropologie I.* Frankfurt a. M. 1967.

25 | Hugo von Hofmannsthal: *Vermächtnis der Antike* (1926). In: Ders.: *Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Reden und Aufsätze III: 1925–1929. Buch der Freude. Aufzeichnungen 1889–1929.* Hg. v. B. Schoeller u. I. Beyer-Ahlert (Aufzeichnungen) in *Beratung mit R. Hirsch.* Frankfurt a. M. 1980, S. 13–16, hier: S. 13.

Das stellt diesmal einen Anschluss auch für ein nicht humanistisch gebildetes Publikum her. Einmal verwendet kann eine Symbolik dann auch zur Explikation weiterer Begriffe aus dem Kontext des humanistischen Gymnasiums dienen. So wird auch der bei Hofmannsthal auf die amerikanischen Entwicklungen bezogene Befund der »Deshumanisation«, auf den die aktualhistorische Situation gebracht wird, in ein ›Flut-Symbol gefasst, allerdings zusätzlich katachretisch verknüpft mit weiteren Symbolen, nämlich ›fressen‹, ›Ränder an einem Abgrund‹ und ›sich verflüchtigender Rauch‹:

Zwischen der Zeit, in der wir jung waren, und heute liegt ein Abgrund, und einer, dessen Ränder nicht einmal fest sind, sondern der stündlich weiter um sich frißt. Das Begrenzte, auf dem allein wir geistig zu fußen vermögen, ist im Begriff, sich zu verflüchtigen wie Rauch; Das Unmeßbare, die indefinite formlose Materie unserer Weiterfahrung, überflutet den Bezirk unseres Daseins.²⁶

Diese Doppelstrategie zur Ansprache zweier verschiedener Publikumsfraktionen wird über die gesamte Rede hinweg beibehalten: die »Setzung des Ethos über den Logos« steht für den »Protestantismus«,²⁷ »das Bekenntnis zur Überlieferung kat'exochen« und die »geistige[] Ordnung kat'exochen« werden als »ewiges Band aller geistigen Ordnungen« symbolisiert und schließlich kann der antike Humanismus und mit ihm »der Geist der Antike« dem »kritischen Weltmoment«²⁸ entgegengestellt werden, dem »Chaos«, in dem Hofmannsthal das intellektuelle Europa 1926 sieht, der »Kosmos«²⁹ antiker bzw. humanistischer Ordnung. ›Kosmos‹ muss dann noch einmal interdiskursiv erläutert werden, was wiederum durch Symbolisierung geschieht: Der antike Kosmos sei kein bloß »angehäufter Vorrat, der veralten könnte«, sondern vielmehr »ein herrliches Ganzes: tragender Strom zugleich und jungfräulicher Quell, der immer rein hervorbricht. Nichts in seinem Bereich ist so alt, daß es nicht morgen als ein Neues strahlend vor Jugend hervortreten könnte«.³⁰

Nun könnte man sich für einen Moment verleiten lassen zu sagen, dass es diese doppelte, zum einen tendenziell spezialdiskursiv akzentuierte, zum anderen eher symbolisch-interdiskursiv akzentuierten Adressierung von zwei Publiken ist, mit der Hofmannsthal hier eines der Grundprobleme der öffentlichen Rede von Schriftstellern löst. Das aber wäre nur bedingt richtig. Denn auch für den altphilologisch belesenen Teil des Publikums fungieren die von Hofmannsthal ins Spiel gebrachten Namen, Begriffe und Gedankengebäude der Antike als nichts anderes, denn als Analogien zum ›Kairos‹ der Situation

26 | Ebd., S. 14.

27 | Ebd., S. 13.

28 | Ebd., S. 14.

29 | Ebd., S. 15.

30 | Ebd., S. 16.

des Jahres 1926 und damit als interdiskursive, einzelne Spezialdiskurse verbindende Elemente.³¹

6. POTENZIALE

Auch wenn nicht jede öffentliche Rede von Schriftstellern durch das Zusammenspiel von Spezial- und Interdiskursen (und daraus resultierend durch verstärkten Rückgriff auf Kollektivsymbole) geprägt ist, lässt sich dies doch gerade für die Zeit von den 1880er- bis 1930er-Jahren sehr häufig antreffen, womit sich ein interessantes und bisher viel zu wenig in den Blick genommenes Forschungsfeld eröffnet. So böten sich nicht nur Untersuchungen zu einzelnen Autoren an, sondern vor allem solche Studien, die den gängigen interdiskursiven Symbolgebrauch mit den abweichenden Akzentsetzungen durch die öffentlich redenden Schriftsteller in Verbindung brächten und differierende diskursive (auch politisch-diskursive) Positionen herausarbeiteten.

31 | So gut die Beispiele der Reden Brechts, Manns und Hofmannsthal auch zeigen, wie das Zusammenspiel von Spezial- und Interdiskursen die Struktur der öffentlichen Rede von Schriftstellern prägen kann, muss doch angemerkt werden, dass bei weitem nicht jede solche Rede auf die beschriebene Weise interdiskursiv angelegt ist (wenn auch durchaus viele). Die hier analysierte und theoretisch untermauerte Form der stark interdiskursiven Schriftstellerrede stellt nur einen Typus dar, neben dem andere ebenso zu denken sind. Das gilt auch schon für die Praxis der Rede, wie sie bei Bertolt Brecht, Thomas Mann und Hugo von Hofmannsthal anzutreffen ist. Weiter darf man nicht den Fehler begehen und einzelne interdiskursive Elemente, beispielsweise einzelne Symbole als feste Zuordnungen von Bild- und Sinnelementen (von *Pictura* und *Subscriptio*) verstehen. Da sich Kollektivsymbole durchaus mit verschiedenen Wertungen versehen lassen, können die in einem Text oder von einem Autor konsequent in der gleichen Weise wertend verwendeten Interdiskurselemente in ihrer Gesamtheit durchaus verschiedene diskursive Positionen konstituieren. Anders formuliert: Hofmannsthal symbolische »Flut« der Verunsicherung ist etwas ganz Anderes als Brechts Radio-»Sintflut« und die wiederum etwas anderes als der »reißende Strom«, als den Brecht die deutsche Industrie in der Rede über die Frage, warum so große Teile des deutschen Volkes Hitlers Politik unterstützen entwirft.